

Islamische Identitäten in der Migration

In meinem Dissertationsprojekt untersuche ich anhand von Lebensgeschichten wie Integrationsprozesse bei Migrantinnen mit guter Schulbildung verlaufen, welche aus islamischen Ländern stammen. Eine erste Auswertung der 26 Interviews zeigt, dass die Integrationsprozesse durch eine starke Auseinandersetzung mit der eigenen kulturellen und religiösen Herkunft geprägt sind.

Das ist darauf zurückzuführen, dass Migrantinnen im Berufs- und Alltagsleben in der Schweiz mit bestimmten Fremdbildern konfrontiert werden, die nicht zwangsläufig ihrem bisherigen Selbstverständnis entsprechen. So meint beispielsweise die Politologin Hiba, 39: «In Ägypten war ich

Forschungsberichte Rapports de recherche

die Politikerin, dann kommst du hierher und du bist DIE Muslimin.» Die religiöse Zugehörigkeit wird in der Fremdwahrnehmung also ins Zentrum gerückt, während andere Merkmale eines Individuums in den Hintergrund treten. Nicht nur Hiba, auch weitere befragte Frauen geben an, dass sie oft auf ihre Religion reduziert werden, selbst dann, wenn die Frauen beispielsweise kein religiöses Symbol, wie das Kopftuch, tragen. Die Iranerin Kiana, eine 40jährige Dentalhy-

gienikerin, schildert ihre Erfahrung so: «Ich trage kein Kopftuch, aber schon meine dunklen Haare lösen ähnliche Assoziationen aus.» Der Islam wird zur Zeit als das ganz besonders fremde «Andere» wahrgenommen. Dabei weisen solche Wahrnehmungen geschlechtsspezifische Muster auf. So begegnen die Studienteilnehmerinnen immer wieder dem Frauenbild der unterdrückten und rückständigen Muslimin: «Leute, die nie in der Türkei gewesen sind, haben immer das Gefühl, dass die Frauen so unterdrückt sind und Tschador tragen und sie denken, wir leben primitiv in der Türkei, dass wir alles erst hier kennen lernen. Also, das ist eine Täuschung, seit 1923 haben die Frauen in der Türkei das Stimmrecht, sie sind westlich angezogen und ja, also waren auch beruflich tätig.»

europakonform? (Würzburg, Echter Verlag, / Altenberge, Oros Verlag, 1994) und sie, aus seiner Sicht des bosnischen Muslims, insgesamt positiv beantwortet. Ihm ging es besonders auch um die Möglichkeiten und Bedingungen des christlich-islamischen Dialogs, den er, aufgrund der heutigen Bedingungen für ebenso unabdingbar wie schwierig wegen der gemeinsamen Vorgeschichte hält. Inzwischen hat sich die Frage weiter entwickelt und verändert. Das zeigt in mehreren Publikationen der französische Islamspezialist Olivier Roy. Sein *Vers un islam européen* (Paris, Editions Esprit, 1999) ist, obwohl nur gerade über hundert Seiten lang, eines der wohl hilfreichsten Bücher, um den Zusammenhang zwischen Immigration, Islam und westlicher Welt zu verste-

hen. Darin zeigt der Autor, dass es bislang keine wirkliche Neuexegese der islamischen Glaubenslehren gibt, dafür aber das, was er «Entterritorialisierung» und «Minorisierung» nennt, das heisst, einen neuen Lebenszusammenhang, in dem die Muslime nicht mehr der Mehrheitsgesellschaft angehören. Dies habe Konsequenzen für das Selbstverständnis und zwingt zu unterschiedlich gearteten Versuchen der Neuorientierung und der Identitätsfindung. In dieser Situation entstehe, so Roy, die Bemühung um die je einzelne Seele, durchaus entsprechend christlicher Seelsorge, ausserdem der Anspruch auf Freiwilligkeit, die Möglichkeit und das Recht dazuzugehören und was man will zu tun und was man nicht will zu lassen.

Hartmut Fähndrich

Wie die Soziologin Adin, 44, wehren sich die anderen befragten Frauen gegen negativ erlebte Fremdbilder und suchen einen möglichen Umgang mit den zugeschriebenen Attributen. Diese Auseinandersetzungen führen zu einer verstärkten und oftmals kritischen Reflexion der eigenen kulturellen und religiösen Herkunft mit sehr unterschiedlichen Ergebnissen und Lebensentwürfen.

In der Tendenz lassen sich drei Positionierungen gegenüber dem Islam ausmachen.

- Erstens gibt es eine Gruppe von Frauen, die sich von der Religion oder der Bezeichnung «Muslimin» und den damit verbundenen Bildern distanzieren. So meint etwa die Ethnologin Zehra, 44, sie sei «keine typische Muslimin», sondern Alevitin, und empört sich über «dieses Bild, dass die Frauen aus der Türkei den Männern untergeordnet sind. Also ich gehöre nicht in diese Kategorie. Ich bin eine Frau aus der Türkei, aber ich bin meinem Mann nicht untergeordnet! Also in meiner Familie oder in meiner Ehe war ich schon immer dominant (lacht).» Andere Frauen bezeichnen sich sogar als Atheistinnen oder betonen, dass ihre Vorfahren Christen waren und sie deshalb keine «echten Musliminnen» seien.

- Zweitens bezeichnet sich die Mehrzahl der befragten Frauen zwar als Musliminnen, doch mit der Einschränkung, die Hiba schön auf den Punkt bringt: «Es ist nicht, dass ich keine islamische Identität habe:

Ich habe eine, aber es war nie an vorderster Stelle.» Diese Frauen legen den Islam nach eigenen Aussagen sehr liberal aus oder betrachten ihn als Teil ihrer Herkunftskultur und praktizieren lediglich gewisse Bräuche in der Schweiz. Die Dolmetscherin Safira, 45, sagt, sie sei Muslimin, «aber streng gläubig bin ich nicht. Ich trinke Alkohol, ich laufe halb nackt herum, ich faste im Monat Ramadan nicht, das einzige was ich nicht mache, ich esse kein Schweinefleisch. Ja, und gewisse Feste feiern wir schon, dann mache ich Süßigkeiten und es kommt Besuch und ich gehe selber auf Besuch.» Diese gelockerte religiöse Praxis ist bei Safira, aber auch bei vielen anderen Migrantinnen oftmals erst in der Migrationssituation entstanden. Safira hat in Montenegro, wo sie aufgewachsen ist, ihre Religion stärker praktiziert.

- Drittens gibt es eine kleine Gruppe von Frauen, für welche die Religion zentraler Bestandteil ihrer Identität ist und die als Ausdruck ihrer religiösen Überzeugung ein Kopftuch tragen. Alle befragten praktizierenden Musliminnen stammen aus Familien, die nicht besonders religiös sind, und fassten den Entschluss, gegen den Widerstand der Eltern ein Kopftuch zu tragen. Es handelt sich um eine individuelle Neuaneignung des Islams, die als ein Akt der Emanzipation interpretiert werden kann. Gerade die Migration kann Antrieb sein, sich vermehrt mit der eigenen Religion auseinander zu setzen. So bei-

spielsweise Danka, 50, eine medizinische Laborantin aus Bosnien, die erzählt: «Ich habe mich erst hier in der Schweiz mit der Religion – mit meiner Religion – befasst. Ich finde es wichtig, die eigene Identität zu stärken, weil ein Mensch ohne Wurzel ist eine leere Hülle.» Die Religion bietet somit für manche Frauen die Möglichkeit, die eigene Herkunft hervorzuheben, in schwierigen Lebensumständen einen Halt zu finden. Allerdings berichten alle Frauen mit Kopftuch von zahlreichen Schwierigkeiten im Alltags- und Berufsleben.

Die KV-Angestellte Rasma, 34, ebenfalls aus Bosnien, hatte plötzlich grosse Mühe eine Stelle zu finden: «Ich habe erst dann erfahren, wie es ist, eine Arbeit zu suchen mit einem Kopftuch, obwohl man eben ausgebildet ist, die Sprache spricht, aktiv ist, viele Leute kennt und so. Mit dem Schritt, ein Kopftuch zu tragen, habe ich mich im wahrsten Sinne gestempelt.» Die untersuchten Lebensgeschichten von gebildeten Migrantinnen zeigen, dass der Islam in der Migration vielfältig gelebt, praktiziert und verstanden wird. Allen Frauen ist gemeinsam, dass sie sich als aktive und selbständige Frauen verstehen, die nach einer erfüllenden Tätigkeit in der Schweiz streben. Keine der Frauen versteht sich als unterwürfige Muslimin. **Nadia Baghdadi**

Die Autorin verfasst eine Dissertation im Rahmen des NFP 51 am Geographischen Institut der Universität Bern.